Nr. 4/5. April/Mai 1926.

Monatsblätter

der

Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Postscheckkonto Stettin 1833.

Gesellschaft
für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Hauptversammlung:
Montag, den 17. Mai 1926, abends 8 Uhr,
im Vortragssaale des Museums,
Eingang Dohrnstraße.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht.
2. Kassenbericht.
3. Wahl des Vorstandes und des Beirates.
4. Vortrag: Herr Staatsarchivdirektor Dr. Grotefend **Bilder aus Pommerns Geschichte.**

Als ordentliche Mitglieder sind aufgenommen: in Stettin die Herren E. Fasse, Redakteur G. v. Gottberg, Geschäftsführer Busse, Dr. med. vet. Viergutz, Direktor Dr. Schlüter, Kaufmann Menzel und Lehrer W. Dumrath; in Pyritz die Herren Regierungsrat Vollert, Oberpfarrer Birkner und Pastor Schultz; in Dramburg die Herren Fischereipächter Brehm, Studiendirektor Dr. Ruthenberg, Chefarzt Dr. Neumann und Kreismedizinalrat Dr. Beyreis; ferner die Herren Journalist W. Koß in Rostock, Bankier M. Hahn in Lauenburg i. P., Lehrer M. Ziemann in Wendisch-Plassow Kr. Stolp, Rittergutsbesitzer v. Löper auf Löpersdorf Kr. Regenwalde und Zahnarzt Dr. med. Görs in Greifswald.

Der Jahresbeitrag für 1926 beträgt, wie im Vorjahre, 5 (fünf) RM. Ein Postscheckformular zur Einzahlung auf das Konto Stettin 1833 war der Januarnummer der Monatsblätter beigegeben.

Wir bitten unsere Pfleger erneut, den Jahresbeitrag in Höhe von 5 Reichsmark schon jetzt bei der Verteilung der Monatsblätter erheben und an uns (Postscheckkonto Stettin 1833) einsenden zu wollen. Unsere Stettiner Mitglieder können ihren Beitrag auch an Herrn Konsul Dr. W. Ahrens, Pölitzer Straße 8, einzahlen. Der Vorstand.

Wir geben unsern Mitgliedern bekannt, daß die Absicht besteht, vom nächsten Jahrgang 1927 an die Monatsblätter wieder in dem alten Format erscheinen zu lassen, das sie bis zum Jahre 1914 besaßen. Der Hinweis erfolgt bereits jetzt, damit sich die Mitglieder mit dem Einbinden des Jahrgangs 1926 bezw. dessen Zusammenbinden mit früheren Jahrgängen rechtzeitig einrichten können.

Von pommerschen Selbstbiographien. IV.

Von Dr. Erich Gülzow.

(Schluß.)

Über Stralsunder Selbstbiographien habe ich in „Unser Pommerland" 1923, S. 169—172, gehandelt. Ich zähle sie hier kurz auf, soweit sie von Wehrmann nicht verzeichnet waren: Karl v. Helwig (1763—1845) in dem „Leben der Dichterin Amalie v. Helwig geb. Freiin v. Imhof" (Berlin 1889, S. 100 ff.); Georg Bärsch, F. v. Schills Zug und Tod i. J. 1809 (Leipzig 1860; dort weitere Literatur auf S. 196—216); C. von Scriba, Der Zug Schills nach Stralsund (Deutsche Rundschau 10. Jg. 1884, Heft 9 u. 10); Fr. A. L. von der Marwitz, 1. Bd. Lebensbeschreibung (Berlin 1908, S. 330 bis 345, S. 425—450 von Rügen bis Kolberg); Karl Helmut Dammas aus Bergen a. R., Die Schulgefährten (unter dem Decknamen Feodor Steffens 1865 zu Berlin erschienen); Friedrich Siemerling, Reminiscenzen für Semilasso (unter dem Decknamen Homogalakto, Stuttgart 1837); Friedrich Spielhagen, Finder und Erfinder (1. Bd. Leipzig 1890, mit einigen guten kulturgeschichtlichen Bildern).

Nun zu Greifswald! Vorweg nehme ich die Erinnerungen von Professoren und Studenten, die nur vorübergehend dort waren. Hans Franz Gering, ein Freund des älteren Kosegarten, später Geistlicher in Gützkow, studierte mit diesem an der pommerschen Hochschule (nach 1775) und hat ein sehr ausführliches, enggekritzeltes Tagebuch hinterlassen, das ich durch die Güte seines Nachkommen, Herrn Geheimrat Gering in Kiel, einmal einsehen konnte. Kulturgeschichtlich schien es nicht von besonderem Belang. Der Vater Berthold Litzmanns war in den vierziger Jahren als medizinischer Dozent in Greifswald tätig, worüber zu vergleichen B. Litzmann, Im alten Deutschland (Berlin 1923, S. 32—34). Der große Anatom Wilh. von Waldeyer-Hartz berichtet in seinen „Lebenserinnerungen" (Bonn 1920) S. 88—101 über sein Studium in Gryps um 1860. Neuerdings erscheinen bei Felix Meiner in Leipzig Sammlungen von Professoren-Selbstbiographien, unter denen

natürlich auch mehrere Greifswalder vertreten sind: Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. 1, Leipzig 1921, S. 177—200 Johannes Rehmke; Die Medizin der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. 2, Leipzig 1923, S. 23—75 Paul Grawitz und S. 217 bis 250 Hugo Schulz; Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. 1, Leipzig 1925, S. 145—171 Adolf Schlatter; auch Ernst Bernheims Selbstbiographie ist dort angekündigt. Von Schlatter erschien auch noch im Furche-Verlag zu Berlin „Erlebtes" 4. Aufl., 1925. „Als ich noch in Greifswald war" nennt Geheimrat Spiecker in Stolp seine Plaudereien, die er in „Heimatleiw un Muddersprak" (Beilage der Greifswalder Zeitung) 1922 Nr. 12, 14, 20, 24, 31 und 1923 Nr. 2 veröffentlichte (vgl. auch 1923 Nr. 11 und 12). Ebenda erschienen 1925 Nr. 41—52 die „Lebenserinnerungen des Amtshauptmanns Konrad Haenisch" (geb. 1808 zu Kolberg, gest. 1890 zu Greifswald). Der jetzige badische Staatspräsident Dr. Willy Hellpach schließlich gibt sehr hübsche Erinnerungen und Glossen unter der Überschrift „Greifswald" ursprünglich in den „Grenzboten" Jg. 66, Nr. 35, 3. Vierteljahr 1907, S. 465—476, neu abgedruckt in dem Kalender „In und um Greifswald" 1920. Natürlich gehören hierher auch einige Kapitel aus Schleichs „Besonnter Vergangenheit".

Von sonstigen älteren Greifswalder Selbstbiographien seien genannt drei Schriften von Prof. Karl Schildener: „Einiges aus meinem Leben, zum Verständnis und Abschied" (Greifswald 1838), „Umriß meines Lebens" (Leipzig 1840) und „Kleine Folge von Briefen zwischen Karl Schildener und Theodor Schwarz" (Hamburg und Gotha 1844), und Pestalozzis Schüler und Freund Theodor Ziemssen mit seiner kurzen Lebensskizze in Biederstedts „Beyträgen zur Gesch. d. Kirchen u. Prediger in Neuvorpommern" 2. Teil (Greifswald 1818), S. 74 f. (auch als Sonderdruck in seiner „Gesch. der Kirche u. Prediger zu Hanshagen"). Auch Phil. Otto Runges „Hinterlassene Schriften" (Hamburg 1841), besonders der 2. Band, und die Geschwisterbriefe „Aus dem Leben Caspar David Friedrichs" (Greifswald 1924) sind selbstbiographisch zu werten. Aus neuester Zeit ist sehr kurz die Kindheitserinnerung von Georg Engel (Unser Pommerland 1921, S. 375—378). Desto umfänglicher und kulturhistorisch ergiebiger aber sind Geheimrat Hugo Schulz' humorvolle Erinnerungen „Aus vergangenen Tagen" (2. verm. Aufl. Greifswald 1919) und Otto Wobbes drei (nicht zwei) Bände „Aus einem bescheidenen Leben" (Greifswald 1919—21).

Aus Wolgast haben wir die Selbstbiographie des Präpositus Joh. Aug. Kriebel in diesen Monatsblättern 1902, S. 66, 82 und 97, und neuerdings kurze „Wolgaster Erinnerungen" von Willy Stöwer (Unser Pommerland 1924, S. 364 f.), dazu Erinnerungen an die Familie Runge von Pauline Scherping (ebenda S. 346 und S. 389—393).

Über die Anklamer Erinnerungen U. v. Hassells vgl. man diese Monatsblätter 1920 S. 8 und 1926 S. 4.

Aus Stettin nenne ich außer wiederholt schon in diesen Blättern angeführten Werken noch die Erinnerungen und Rückblicke „Aus Arbeit und Leben" des Hinterpommers Johs. Tews (Berlin u. Leipzig 1921), der im Schulkampfe der letzten Jahrzehnte einen Namen gewann. Nur kurz sind die „Erinnerungen einer alten Stettinerin" (Gemeindeblatt f. d. ev. Gem. Stettins 1919, S. 145 f.) und die „Stettiner Jugenderinnerungen" von Max Esch (Unterh.-Beil. d. Pomm. Tagespost vom 29. 5. 1921 ff.).

Aus Hinterpommern ist noch einmal für Dramburg und Falkenburg der eben genannte Tews anzuführen, ferner Adelheid von Beith, Aus altpreußischen Tagen, Leipzig u. Hartenstein 1922 (u. a. Erinnerungen an Treptow a. R.), Franz Splittgerber (Pastor zu Mützenow bei Stolp), Aus dem geistlichen Amte (besonders Erinnerungen an die Tätigkeit als Kolberger Garnisonprediger, Leipzig 1886) und „Bismarck als Gutsherr", Erinnerungen seines Varziner Oberförsters Ernst Westphal (Leipzig 1922). Sonstige pommersche Bismarckliteratur und Bismarckerinnerungen stellt hübsch zusammen „Unser Pommerland" 1922, Heft 4. — Damit für diesmal Schluß. Eine eingehende Durchprüfung des umfassenden Verzeichnisses von Selbstbiographien in der „Bibliographie der deutschen Universitäten" von Erman-Horn (Bd. 1, Leipzig u. Berlin 1904) dürfte weitere Nachträge zu Tage fördern.

Die Stettiner Apotheken im 16. und 17. Jahrhundert.

Von E. Jendreyczyk.

Eine ausführliche Geschichte des Stettiner Medizinal- und Apothekenwesens gibt es zur Zeit noch nicht. In den bisherigen Schriften, die sich mit Stettins Vergangenheit beschäftigen, wird nur selten und dazu in unzusammenhängenden Einzelheiten auf Ärzte, Apotheker und die Chirurgen früherer Zeit (die Bader und Barbiere) hingewiesen. Auch der vorliegende Aufsatz stellt keine zusammenhängende und umfassende Geschichte der Stettiner Apotheken dar; diese soll einer größeren, späteren Arbeit vorbehalten bleiben; wohl aber erzählt er uns von dem wichtigsten und interessantesten, bisher am wenigsten bekannten Teil der Vergangenheit unserer alten Apotheken. Bereits im Jahre 1880 veröffentlichte in den Baltischen Studien (Jahrg. 30, Heft III) Staatsarchivar Dr. v. Bülow als erste und lange Zeit einzige Arbeit auf diesem Gebiete eine Geschichte der Apotheke in Barth in Vorpommern. In der Einleitung, die speziell Stettiner Verhältnisse behandelt, berichtete er uns, daß um 1530 die jetzige Löwenapotheke am Heumarkt und die Hofapotheke in der Schuhstraße entstanden sind, auf die im Jahre 1570 die dritte Apotheke „an der Jakobikirche" folgte, welche er für die heutige „Apotheke zum schwarzen Adler" an der Ecke der Gr. Domstraße hielt.

Bereits zu Beginn meiner Nachforschungen wurde mir durch ein i. J. 1625 für Joachim Bestert jun., den Schwiegersohn des Andreas Reisig, Besitzer der heutigen Apotheke zum schwarzen Adler, ausgestelltes Privileg klar, daß diese Apotheke nicht identisch mit der „Apotheke an der Jakobikirche", wie Dr. v. Bülow meinte, sein konnte. Ebenso unwahrscheinlich war nach den Akten, daß die Hofapotheke in der Schuhstraße dieselbe gewesen ist, welche nach Dr. v. Bülow um 1530 von Klaus Stellmacher in der „oberen Schuhstraße" gegründet sein sollte.

Da berichtete mir in liebenswürdiger Weise Herr Oberstudiendirektor Prof. Dr. Fredrich von einem Aktenband aus dem Jahre 1577 (Stett. Arch. P. I Tit. 75 Nr. 30 Vol. 4), in welchem die Namen und die Lage der 4 um diese Zeit bestehenden Apotheken genannt werden; diese Nachricht bestätigte meine bisherigen Ergebnisse und Vermutungen, die sich dann durch Einsicht weiterer wichtiger Akten (z. B. Stett. Arch. P. I Tit. 133 Nr. 44 b) und der alten Stadtschoßregister, die aus den Jahren 1559/1560 und 1585/1611 vorhanden sind, für die Zeit von 1530 bis zur Beendigung des 30jährigen Krieges ziemlich vollständig klären ließen.

Um 1500 gab es in Stettin 2 Apotheken in unserm Sinne, Stätten also, in denen Ärzte, Chirurgen, Patienten fertige Arzneien, hauptsächlich aber Rohstoffe zur Selbstherstellung von solchen erhalten konnten:

1. Die Apotheke am Heumarkt, deren Besitzer von 1518 ca. bis 1541 Hans Vogelsang hieß.
2. eine Apotheke „am kalmarkd“, deren Lage und Besitzer uns unbekannt sind.

Man kann aber als sicher annehmen, daß diese zweite oder „obere Apotheke“, wie sie auch genannt wird, an der Ecke: Schuhstraße — Kohlmarkt oder eher an der Ecke: Große Schulzenstraße (früher Grapengießerstraße) — Kohlmarkt gelegen haben muß, denn eine an letzter Stelle etwa 1570 gegründete Apotheke des Andreas Schünemann (Scheunemann) hieß nicht nur „Apotheke an der Jakobikirche“, sondern auch „Apotheke am Kohlmarkt“ (1611).

Die Apotheke am Heumarkt, die alte Rats- oder Stadtapotheke, hat ihren Platz nie gewechselt; sie ist seit 400 Jahren mindestens auf der Stelle betrieben worden, wo sie sich heute noch befindet.

Im Jahre 1541 ging sie in den Besitz des Benedict Fuchs über, den Ahnherrn einer bekannten und angesehenen alten Stettiner Familie, der im Jahre 1545 (20. Juli) vom Rat der Stadt Stettin ein Privileg erhielt, in welchem ihm gegen Zahlung von 7 Gulden jährlich zugesichert wurde, daß außer „Claus Stelmachers und dieser Apotek, so gemelter Benedictus Fuchs Inne hatt, neben vnnseres gnedigenn Fürsten vnnd Herrn Apteken“*) keine weiteren Apotheken geduldet werden sollten.

Auf Benedict Fuchs folgte i. J. 1586 sein Sohn Matthias.

Über die Apotheke des Klaus Stellmacher können wir nur Vermutungen anstellen; nach Dr. v. Bülow soll sie um 1530 in der oberen Schuhstraße angelegt und die früher Schuhstraße 27/28 befindlich gewesene Hof- und Garnisonapotheke sein; in unrichtigen Aufzeichnungen, die der Besitzer der Hofapotheke, Herr Dr. Nadelmann, hat, wird die Gründung seiner Apotheke fälschlich auf das Jahr 1524 und auf einen Hildebrandt zurückgeführt.

Fest steht nur die Tatsache, daß Klaus Stellmacher die zweite „obere“ Apotheke besessen hat; wann er dieselbe gegründet oder wann er vielleicht die 1502 in den Schöffenbüchern genannte „apoteke am kalmarkd“ erworben hat, ist unbekannt. Im Jahre 1518 war er bereits in Stettin ansässig.

Wo aber lag seine Apotheke? Sicher nicht dort, wo die i. J. 1648 erst gegründete Hofapotheke gelegen hat (Schuhstraße 27/28).

In den Schöffenbüchern wird die Örtlichkeit folgendermaßen bezeichnet:

1. jegen der bavensten abbateke (ohne Jahresangabe),
2. bi dem kalmarkede uppem orde jegen der bavensten abbateke (1538, also zur Zeit, als Klaus Stellmacher Besitzer war),
3. baven in der schostrate tuschen des apotekers Jakob Nigemann — — — husern (ohne Jahreszahl).

Wann Jakob Nigemann, der nicht im Stettiner Bürgerbuch (1422—1603) verzeichnet ist (s. Monatsblätter Jan. 1923), gelebt hat, wissen wir nicht, ebensowenig, ob er eine Apotheke oder nur einen Gewürz- und Materialwarenkram besessen hat. Nach 1545 durfte laut des vom Rat für Benedikt Fuchs erteilten Privilegs keine dritte Apotheke angelegt werden. Da nun nach Berichten des Rates der Nachfolger des ca. 1553 gestorbenen Klaus Stellmacher wohl der bereits 1545 nach Stettin eingewanderte Jodocus Hildebrandt war, so ist Jakob Nigemann entweder der Vorgänger des Klaus Stellmacher gewesen oder er hat bis 1545 eine dritte Apotheke besessen. In ersterem Falle lag dann die Stellmachersche „obere“ Apotheke in der „oberen“ Schuhstraße, im zweiten Fall nicht, sondern sehr wahrscheinlich an der Ecke: Obere Schulzenstraße — Kohlmarkt, an der Stelle, wo später, seit 1570 ca., wieder eine Apotheke errichtet worden ist.

Welcher Ort in der „oberen“ Schuhstraße würde aber eventuell in Frage kommen? Wenn es 1538 heißt: „bi dem kalmarkede uppem orde gegen der bavensten Apoteke“, so wird es sich wohl nur um das Haus Schuhstraße 1 an der Ecke des Kohlmarktes gehandelt haben; dieses Grundstück lag sowohl **in** der oberen Schuhstraße als auch **am** Kohlmarkt (**bi** dem kalmarkede).

Von dem genannten Jodocus Hildebrandt, der aus Waldsee (i. d. Pfalz?) stammte, berichtete 1611 der Rat:

> „. . . . welcher sich Auch durch speciall Fürstliche Befehl vnnd Conceßion vber die anzahl der Zwo ortinar Apoteken zu anfang einzudringen vermeinet“.

Und an anderer Stelle:

> . . . . daß von ieheherauß vnd von vndencklichen Jahren hero nur zwo wollbestalte vnnd eingerichtete Apoteken bei dieser Stadt gewehsen, deren eine der Alte Benedictus Fuchs, die ander einer mit nahmen Clauß Stellmacher, deßen gerechtigkeit hernacher der Alte Jotocuß Hildebrandt an sich gebracht.“

Laut Stadtschoßregister aber wohnte Hildebrandt (desgleichen sein Sohn Andreas und sein Enkel Wilhelm) in der Breiten Straße (Ecke Obere Schulzenstraße, damals Grapengießerstraße), sodaß also eine Verlegung der „oberen“ Apotheke nach der Breiten Straße stattgefunden hat; es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die Stellmachersche Apotheke eingegangen ist, und daß Hildebrand, der sicherlich einen Gewürzhandel betrieb, nachdem der Rat gegen die

*) Es handelt sich nicht, wie Dr. v. Bülow meint, um die Fürstlichen Apotheken, sondern um die im Schloß befindliche Apotheke, die auf dem Plan vom Jahre 1577 unter „n“ zu sehen ist. Der Leiter dieser Apotheke hieß um diese Zeit Thomas Lambrecht: er wohnte Ecke Fuhrstraße — Oldböterberg; sein Haus ist unter y aufgeführt; der Schwiegersohn dieses Thomas Lambrecht war der Rentmeister und Sekretär Israel Kaykow der ältere, von dem wir weiter unten bei der dritten Apotheke hören werden.

mit herzoglicher Genehmigung (Privileg) eröffnete Apotheke mit Erfolg Einspruch erhoben hatte, an Stelle der Stellmacherschen Apotheke „die zweite" Apotheke in seinem Hause wieder errichtete und betrieb. Wann dieses stattgefunden hat, wissen wir nicht; Tatsache ist nur, daß um 1560 Jodocus Hildebrandt diese zweite Apotheke besaß, und daß es außer diesen beiden Apotheken (Heumarkt und Breite Straße) zur Zeit der Pest (1564) keine dritte Apotheke gab.

Die Hildebrandts, welche stets als „Fürstl. Pommersche Hofapotheker" bezeichnet werden, waren eine angesehene Stettiner Familie, in deren Besitz die Apotheke bis zu ihrem Niedergang oder Eingehen (etwa 1640) blieb; aus ihr ist 1680 die heutige Pelikanapotheke hervorgegangen, die auf Grund des dem letzten Hildebrandt (Wilhelm) i. J. 1632 verliehenen Privilegs betrieben wird.

Um 1570 etwa entstand eine dritte Apotheke „an der Jacobikirche", Ecke: Grapengießerstraße (heute obere Schulzenstraße) und Kohlmarkt. Sie wurde von Andreas Schünemann, dessen Vater Philipp 1559/1560 dieses Haus bereits besaß, auf Grund eines ihm von dem 1569 zur Regierung gelangten Herzog Johann Friedrich verliehenen Privilegs gegründet. Wenn man dem Bericht des Rates (v. J. 1611) Glauben schenken kann, sind es nur bessere Gewürzläden gewesen; er schreibt:

„Vnnd ob woll hernachen der Alte Scheuneman wie auch nachfolgendtß Daniell Hagen (der 4. Apotheker, siehe unten) sich vnterfangen, etwa auff erlangeteß Fürstlich Intult Sonderliche Apoteken einzurichtenn, So ist doch solches iederzeit von vnß vnndt obbenenten beiden Apotekern (Fuchs und Hildebrandt) gebuerlich wiedersprochen vnnd gefochten. Entlich aber, wie man in der Stadt vermercket, daß Sie damit nicht woll bestehenn oder vort kommen können, Zugeschweigen, daß bei Ihnen ein solch woll eingerichtetes Corpus, welcheß für eine wolbestalte Apoteke zu halten, iemaln befunden worden, hat manß zwar so weit geschehen laßen, daß Sie gleich andern Aromatarien Ihre Bürgerliche Nahrung treiben vnnd eine officinam halten mügen, Aber eine vollenkombliche Apoteken gerechtigkeit hat man Ihnen nicht gestendigk sein können, vnndt solcheß zwar auß erheblichen Vrsachen, dan weill zur provision vnnd einrichtung einer wolbestalten vollnkomlicher Apoteken ein großer verlagk vnnd vermügen gehöret, Solches aber nicht in eineß oder deß andern Beutell ieder Zeit vorhanden sein möchte, Ist zwar nodtwendigk, dahin zusehen, vnndt müssen eß alle wolerfarne Metici bezeugenn, daß eß viell nüzer vnnd zutreglicher, daß in einer Stadt etwa nur ein oder zwo wolleingerichtete Apoteken vorhanden sein" usw.

Andreas Scheunemann starb ca. 1589.

In den Stadtschoßregistern von 1590—1593 wird nun ein Georg Nicolai aus Döbeln an Stelle des Andreas Scheunemann als Besitzer des Hauses genannt, weshalb man annehmen kann, er sei bis zu seinem früh erfolgten Tode oder Wegzug der Besitzer der Apotheke gewesen. Besonders interessant sind zwei Berichte über Nicolai von Personen, die ihn gekannt haben müssen, die sich direkt widersprechen, ein Zeichen, wie wenig zuverlässig private Mitteilungen jener Zeit sind, die von Ereignissen berichten, die kaum 20 Jahre zurückliegen. So schreiben die Apotheker Fuchs und Hildebrandt:

„Mit Jürgen Niclasen hats die gelegenheit gehabt, das Ihm, eine officin anzurichten, von E. E. Raht genzlich verbotten vnd abgeschlagen, Ihm aber gleichwol vff sein Instendiges anhalten so weit wilfehret, das er einen Gewürz Crahm halten mügen. Doch ist er entlich wegen der Menge in abgangk gerathen vnd von hinne gezogen".

Der Schneider Bestert sen. dagegen berichtet:

„. . . . Zue geschweigen, daß auch Georg Niclas noch vor wenig Jahren eine sonderbahre Apoteken angerichtet, aber bald hernach mit todte verblichenn".

Von 1593 ab bis 1604 etwa war Andreas Scheunemanns ältester Sohn Philipp Besitzer des Hauses (laut Stadtschoßregister) und der Apotheke (laut Akten); letztere geriet unter ihm in Verfall und war um 1604 wohl geschlossen. Ein Verwandter von ihm, der ehemalige Rentmeister, damalige Hof-Sekretär Israel Kaykow der Ältere (seit 1572 in herzoglichen Diensten), dem Philipp Scheunemann wohl Geld schuldete, erbat für diese Apotheke von Herzog Bogislav XIV. ein Privileg, welches er für seine langjährigen treuen Dienste am 16. Aug. 1604 erhielt mit der Erlaubnis, es vererben und verkaufen zu dürfen. Er scheint jedoch die Apotheke nicht selbst betrieben zu haben; er hat das Privileg wohl nur deshalb erworben, um auf irgend eine Weise zu seinem Gelde zu kommen.

Am 31. Okt. 1610 verkaufte er sein Privileg (also keine Apotheke) für 100 Taler an den Schneider-Altermann Jochim Bestert sen., welcher bereits 1604 nach dem Bericht der anderen Apotheker zu der Zeit, als Kaykow das Privileg erlangte, dieses alte Scheunemannsche Apothekenhaus, wo sich vielleicht noch Reste der alten Apothekeneinrichtung verschlossen befunden haben, von Scheunemann erworben haben soll. Bestert besaß das kleine Nachbarhaus (eine Bude). Diesen Vorgängen scheinen private geheime Abmachungen zwischen Kaykow und Bestert voran gegangen zu sein; letzterer, der als Handwerker nie ein Apothekenprivileg vom Herzog erhalten hätte, wollte gern für einen von seinen zwei oder drei, damals noch kleinen Söhnen die Apotheke erwerben und sie ihm sichern, wie der spätere Apotheker Joachim Bestert jun. selbst berichtete. Gründe unbekannter Art veranlaßten Kaykow, das Privileg zu einem früheren Termin zu verkaufen und, da Bestert die Apotheke nicht selbst einrichten und leiten konnte, übergab dieser sie seinem zukünftigen Schwiegersohn, dem aus Pasewalk stammenden Apotheker Johann Holtzwerder; möglich ist es auch, daß Bestert für seine nunmehr heiratsfähige Tochter sorgen wollte. Gegen die Wiederaufrichtung der alten geschlossenen resp. eingegangenen Scheunemann'schen Apotheke protestierten energisch die Apotheker Fuchs und Hildebrandt, wobei sie der Rat Stettins auf das kräftigste unterstützte. Sie erboten sich, dem Bestert die an Kaykow gezahlten 100 Taler zu ersetzen und dem Holtzwerder die gekauften Arzneien und Materialien abzukaufen, in welchem Sinne auch Herzog Philipp entschieden hatte. Ein solcher Bescheid lag aber nicht im Sinne des Bestert. Das Ende dieses Streites melden die Akten nicht; er scheint aber zu Gunsten Besterts ausgefallen zu sein; denn 1625 berichtet Joachim Bestert jun., daß sein Schwager die väterliche Apotheke besitze. Diese muß während oder gegen Ende des 30jährigen

Krieges, wahrscheinlich 1641, eingegangen sein; von Holtzwerder hören wir nur, daß er am 26. 10. 1628 das Haus Breite Straße Nr. 365 (jetzt Nr. 13)*) mit „Brauwerck vnd Saltzsieder Nahrung" erwarb; dieses Haus besaß später ein Apotheker Jacob Roberts, der es am 14. 3. 1641 weiter veräußerte.

Die **vierte** Apotheke wurde etwa 1575 von dem Apotheker Daniel Hagen gegründet. Laut Stadtschoßregister wohnte er in der oberen Schuhstraße und zwar Ecke Schuhstraße—Kohlmarkt (Schuhstraße 1).

Sein Nachfolger wurde 1590 der Apotheker Andreas Reisig aus Dresden, der die Apotheke auf das gegenüberliegende Grundstück der heutigen „Apotheke zum schwarzen Adler" verlegte. Dieses bestand damals aus zwei Teilen, aus einer zur Gr. Domstraße gehörigen Bude und dem eigentlichen Apothekenhause, das zur Fuhrstraße (oder auch Schuhstraße genannt) und auch bis zum Bau des jetzigen Hauses (Ende des 18. Jahrh.) auf die Fuhr- resp. Schuhstraße mündete.

Andreas Reisig war in zweiter Ehe mit Elisabeth Marsilius, Tochter des „Schepenschreiber" Johann Marsilius (Notar und Schöffenschreiber) verheiratet; die dieser Ehe entsprossene Tochter Dorothea (1602 — 30. 4. 1650) heiratete 1625 den Apotheker Joach. Bestert jun., Sohn des Schneider-Altermannes Joach. Bestert sen., dem die Apotheke „an der Jakobikirche" gehört hatte. Diesem Bestert jun. verlieh Herzog Bogislav am 17. Jan. 1625 ein Privileg für Reisigs Apotheke, aus welchem ersichtlich ist, daß diese Apotheke bereits 50 Jahre bestanden hatte.

Bestert jun. starb noch jung (i. J. 1628). Die Apotheke wurde durch Georg Detharding, Sohn des verstorbenen Stralsunder Subphysikus Dr. med. Michael Detharding, verwaltet, der dann die Witwe Bestert 1630 heiratete. Er ließ sich am 20. Febr. 1630 das Privileg des Bestert erneuern und am 11. Jan. 1633 dahin erweitern, daß es auf ihn als nunmehrigen Besitzer der Apotheke (Reisig starb wohl Okt. 1632) und auf seine männlichen Erben gerichtet wurde. In dem letzten Privileg von 1633 ernannte ihn der Herzog zum „Leib- und Hoffapotheker". Detharding war ein wissenschaftlich hoch stehender Vertreter seines Faches, der sein Laboratorium umbaute und „auch" chemische Arzneimittel selbst herstellte.

Von diesen 4 alten Apotheken gingen 2, die des Johann Holtzwerder und die des Wilhelm Hildebrandt, gegen Ende des 30 jährigen Krieges ein oder bestanden, wie es von der Hildebrandtschen Apotheke in späteren Akten angedeutet wird, in wohl ziemlich kümmerlicher Weise weiter, vielleicht nur als Gewürzläden, denn um 1700 gab es in den beiden ehemaligen Apotheken 2 Gewürzkrämer.

Dafür entstand als jüngste der alten Stettiner Apotheken im Jahre 1648 die jetzige „Hof- und Garnisonapotheke", welche der aus Prag stammende, am 23. 12. 1612 dort geborene Apotheker Martin Schoerkel in der Fuhrstraße (heute Schuhstraße 27/28) auf Grund eines von der Schwedisch-Pommerschen Regierung am 11. Febr. 1648 erteilten Privilegs, welches die Königin Christina am 8. Nov. 1648 noch besonders bestätigte, gründete; es heißt:

Demnach bey lebzeiten und Regierung der Hertzogen zu Pommern je und allewegen ein freyer Hoff Apothecker allhier gehalten worden und solche Stelle nun viel Jahr vaciret und unersetzet geblieben, das Königliche Gouvernement aber anitzo der Ehrenveste und Kunstreiche Martinus Schoerkel angelanget, im Nahmen Ihrer Königl. Maytt Ihme zu einem freyen Hoffapotheker auf- und anzunehmen und benebenst zu concediren, das Er auf seinen Kosten eine Officinam aufrichten und also die Freyheit eines Hoff Apotheckers überkommen und erlangen möge."

Diese 1648 entstandene Hofapotheke ist also entgegen den bisherigen Überlieferungen eine **Neugründung** an Stelle der Hildebrandtschen Apotheke; letztere aber besteht in der heutigen Pelikanapotheke in der Reifschlägerstraße weiter.

Von einer dritten, vielleicht nur vorübergehend um 1550 bestehenden Apotheke wissen die Akten zu berichten. Es war zu jener Zeit nichts Seltenes, daß Ärzte selbst Apotheken gründeten und hielten. Aus dem genannten Jahre ist ein Brief des Dr. Ambrosius Schala (Scala) vorhanden, in welchem er sich beim Herzog darüber beschwert, daß ihm der Rat der Stadt die gemachten Zusagen nicht hält. Im Jahre 1546 ca. war nämlich der in Stargard i. Pom. wohnende Stadtphysikus Dr. Schala als Stadtphysikus nach Stettin berufen worden; er schreibt darüber:

„. . . . dergestalt, das ich von Stargardt mich hieher sampt meyner Apoteken begeben vnd mich vor iren phisicum soll brauchen laßen; darwegen wollen sie mir eynes radtmans portion reichen vnd 40 fl. geben vnd mir eyne freie behausung schaffen, daryne ich bequeme wone vnd meyne Apoteken haben mochte, welche apoteke sie mir auch fuer die helffte bezcalen wollen, Jedoch das Inen auch die helffte des gewinstes hynwedder davon volgen mochte usw.".

Hiernach handelte es sich also nicht um eine Art Hausapotheke, sondern um eine öffentliche Apotheke, die dieser Arzt bereits in Stargard gegründet und betrieben hatte.

Da ihm der Rat keine Wohnung schaffte, kaufte er sich ein altes Haus und baute es um; er berichtet darüber:

„. . . . byn ich noth gedrengt worden, eyn Hauß vmb eyn merglich sum̄a geldes zu kauffen, vnd weil es bawfellig, das man darynne wedder bequemlich wonen noch apoteken halten könne, habe ich nicht mit geringen vnkosten dasselbige widerumb vff vnd zu gerichtt, yn meinung, meyner bestellung nach als eyn phisicus darynne zu wonen vnd apoteke zu haben".

Als die Sache soweit war, daß er seine Apotheke einräumen konnte, wollte der Rat die Bestallung rückgängig machen; es waren ja auch erst einige Jahre vergangen, seit der Rat ein Privileg seinem Ratsapotheker Fuchs gegeben hatte, daß er keine weitere Apotheke zulassen wollte.

Dr. Schala, dem Umzug und Hauskauf erhebliche Unkosten verursacht hatten, beklagte sich erbittert und verlangte, daß sie ihm hielten, „was sie vnter trewen vnd gutem glauben haben zusagen lassen".

Eine Antwort ist leider nicht vorhanden; da Dr. Scala sich aber i. J. 1552 über den von ihm abgeforderten Schoß „wegen seyns wonhausses" beschwerte, ist anzunehmen, daß seine Klage v. J. 1550 wohl Erfolg gehabt hat.

Weitere Nachrichten über ihn und seine Apotheke sind nicht bekannt.

---

*) Diese Nachricht verdanke ich Herrn Sanitätsrat Dr. Bethe, Stettin.

Vom Kadettenhause in Stolp.

Der Pastor Gottlieb Christian Crohn in Wusterhanse (Synode Neustettin), der 1753 geboren und 1803 gestorben ist, hat in den Jahren 1787 bis 1802 eine „aufrichtige und offenherzige Nachricht von seinem Leben und seiner Denkungsart" niedergeschrieben. Das Buch, dessen Kenntnis ich der Güte des Herrn Professor Dr. Crohn in Stettin verdanke, enthält manche recht beachtenswerte Nachrichten über das Schul- und Kirchenwesen Pommerns in jenen Jahren. Crohn kam Ende des Jahres 1777 als Hofmeister an das Kadettenhaus in Stolp und blieb dort bis Ende August 1778. Was er über diese Anstalt niedergeschrieben hat, scheint der Mitteilung wert zu sein. Einige mehr persönliche Bemerkungen über die dort beschäftigten Lehrer und Beamten (Schütz, Vanselow, Vörkelius, Schulz, Sapel) sind fortgelassen, dagegen ist, was er über die Stadt im allgemeinen schreibt, am Schlusse angefügt.

„Im Stolpschen Cadettenhause waren damals 6 Lehrer oder Hofmeister, jeder von ihnen hatte 8 junge Edelleute von 10—15 Jahren oder Cadetten auf seiner Stube, welche er auch den Tag über unterrichten mußte im Lesen, Christentum, Schreiben, Rechnen, Geschichte und Erdbeschreibung. Im Lateinischen wird gar nicht Unterricht gegeben, und für das Französische wurden 2 Sprachmeister gehalten. Die Zucht ist dort ziemlich strenge, und sonderlich wird auf pünktliche Ordnung genau gehalten, welches auch sehr heilsam ist, da alle die Kinder zum Soldatenstande bestimmt sind und sich also frühzeitig an Subordination und Accuratesse gewöhnen müssen.

Alle Dinge wurden nach dem Trommelschlag angefangen und geendiget. Früh um 6 Uhr stehen sie auf, um 7 Uhr werden sie in den Speisesaal geführt, daselbst wird etwas gesungen und ein Gebet gelesen. Dann muß der Lehrer, an welchem die Reihe war, sie den Tag zu führen, sie alle besichtigen, ob sie reinlich gewaschen sind, der ganze Anzug und die Frisur ordentlich ist, und sodann wird das Morgenbrot ausgeteilt, welches in 2 großen Zwiebacken bestehet. Um 8 Uhr fangen die Stunden an und werden um 11 Uhr geschlossen. Um $^3/_4$12 Uhr wird wieder mit der Trommel ein Zeichen gegeben. Alle Cadets versammelten sich auf dem Platz zwischen dem Vorder- und Hinter-Gebäude und stellten sich nach der Größe in 3 Glieder. Von den Kindern hatten 3 den Unteroffiziertitel, deren Kleidung sich durch eine schmale silberne Tresse auf dem roten Kragen und Aufschlag, wie auch um den Hut von den übrigen unterscheiden. Die Röcke sind dunkelblau, die Unterkleider gelb. Nun erschien der Hauptmann Eckart, besah ganz genau alle 3 Glieder. Alsdann kommandierte er: „Die 2 hintersten Glieder vorwärts, schließt euch, rechts um, und nun marsch in den Speisesaal!" Dahin führt sie der Maitre de jour, die andern Lehrer folgen bald darauf, und jeder setzt sich mit seinen Untergebenen an einen Tisch und legt vor. Die Speisen waren recht gut zubereitet, wöchentlich wurde zweimal Braten gegeben. Statt des Bieres aber gab der Speisewirt den Lehrern auf jeden Tag 1 Groschen, den Kindern wurde schwach Bier gereicht. Von 2—5 Uhr wurden wieder Stunden gehalten. Im Sommer von 5—7 und im Winter von 1—2 Uhr wurden die Kinder ausgeführt aufs Feld. Da ließ man ihnen etwas Freiheit, sie spielten Ball oder machten sich andere Bewegung. Mittwochs und Sonnabends nachmittags gab der Tanzmeister seine Stunden, wohin auch einige der Hofmeister zuweilen mitgingen. Abends um 7 Uhr wurden sie wieder in den Speisesaal geführt und nach dem Essen einige Verse gesungen und ein Abendgebet gelesen. Um 9 Uhr mußten sie sich zu Bett legen und der Lehrer, an dem die Reihe war, mußte auf den anderen Stuben nachsehen, ob ihr Hofmeister zu Hause war, oder ob sie sich schon niedergelegt hatten. Die übrigen Lehrer gingen außer den Schulstunden, wo sie wollten. Der maitre du jour mußte aber alsdann auf alle Stuben sehen, um alle Unordnung zu verhüten. Der älteste Cadet oder Senior auf jeder Stube mußte gewissermaßen mit für die andern stehen. Die Strafen, welche dort eingeführt waren, bestanden im Hungern entweder des Morgens oder auch wohl des Mittags oder des Abends, zuweilen wurde ihnen blos trockenes Brot bewilligt. Auch war die Rute auf die Hand üblich, oder bei großen Verbrechen, welche dem Chef angezeigt werden mußten, bekamen sie durch den Aufwärter die Rute auf den bloßen Hintern, welches mir aber für Edelleute und künftige Soldaten etwas unschicklich und schimpflich dünkte. Während der Mahlzeit mußte ein Cadet vorlesen, entweder die Zeitung oder den Kinderfreund oder sonst ein leichtes und gutes Buch. Dadurch sollte das viele laute Reden verhindert werden, und der Hauptmann, welcher fast allezeit hineinkam, wollte hören, ob sie fertig im Lesen wären. Es war also eine nützliche Sache und ermunterte die Kinder, sich Mühe zu geben. Der Hauptmann besaß wenig Schulwissenschaft, welches man ihm als einem Soldaten auch leicht vergeben konnte, allein er wollte sich doch zuweilen das Ansehen eines Kenners und Gelehrten geben. Daher gab er den Kindern Erlaubnis, ihn zu fragen, wenn ihnen ein Ausdruck vorkam, den sie nicht verstanden. Da kamen denn zuweilen sehr lächerliche Erklärungen und lustige Fehler zum Vorschein, so daß es schwer wurde zu schweigen oder nicht zu lachen. Er hätte besser getan, wenn er den Lehrern diesen Auftrag zu erklären gegeben hätte. Alle Sonnabend mußten ihm die Schreibebücher gezeigt werden, und auf gutes Schreiben hielt er gar sehr, denn das konnte er noch am besten beurteilen, aber wenn er sich zuweilen auf die Orthographie einließ, so fehlte er selbst. Etwa alle 14 Tage war Konferenz, da mußten alle Lehrer in seine Stube kommen. Da wurde manches erinnert oder überlegt, auf Verbesserungen einiger Dinge oder Abschaffung irgend eines Mißbrauches gedacht. Der Hauptmann war eben nicht hart und unbillig, nur wenn jemand ihn einmal erzürnt hatte, so suchte er auf mancherlei Art sich zu rächen. — — —

Das Gehalt eines Cadettenlehrers besteht monatlich in 8 Talern, und man hat Wäsche und Bett frei, nur Kaffee muß man sich selbst halten. Es waren 3 Aufwärter da, von denen jeder 2 Stuben zu versehen hatte. Des Sonntags wurden die Kinder zweimal in die Schloßkirche geführt zum Gottesdienst, welcher aber im Winter durch einen Lehrer im Speisesaal gehalten wurde mit Gesang und Vorlesung einer Predigt. — — — — Wenn jemand krank wurde, so brachte man ihn auf die Krankenstube, wo er von dem Arzt des Cadettenhauses, welcher den Titel eines

Regimentsfeldschers hatte, gut versehen, und überhaupt wohl versehen wurde.

Dieses Cadettenhaus ist im Jahre 1769 gestiftet nach dem Muster des Berlinischen, dem es auch untergeordnet ist, und wenn die Kinder das 15. oder 16. Jahr erreicht haben, werden sie in das Berlinische Cadettenhaus abgeliefert und von da in der Folge an die Regimenter als Junker verteilt. Nur ein Beispiel hat man, daß der General von Belling sich einen für sein Regiment ausgesucht, den er wegen seines Wohlverhaltens besonders lieb gewonnen und auch bald zum Cornet befördert hat. Es ist diese Stiftung sehr wohl eingerichtet und insonderheit eine große Wohltat für den zahlreichen Adel in Hinterpommern, der besonders im Lauenburgischen und Bütowschen größtenteils unbemittelt ist und seine Kinder nicht standesmäßig erziehen zu lassen das Vermögen hat. Im Jahr 1778 wurde die Anstalt erweitert, und statt 48 sollten nun 96 Cadetten aufgenommen werden. Daher wurde das Haus auch vergrößert, indem das daran stehende Haus gekauft, abgebrochen und mit dem alten eine gleiche Höhe von 3 Stockwerk erhielt. Es war massiv und bekam ein recht schönes Ansehen. Während des Baues wurde die Hälfte der Cadetts und auch einige Lehrer einige Zeit beurlaubt und die übrigen zusammen in wenigen Stuben einquartiert. . . . . Gegen den Herbst kamen schon neue Cadets an, welche denn größtenteils sehr roh und ungebildet waren, zum Teil graue Kittel, ungeflochtene Haare und zugebundene Schuhe trugen. Einige konnten nicht deutsch, sondern nur polnisch sprechen, lernten aber das Deutsche bald und waren folgsam und willig, etwas anzunehmen. Die meisten unter ihnen hatten es gewiß zu Hause nicht so gut gehabt, als hier in Stolp, und es schien, als wenn sie mit der neuen Uniform auch neue Ehrliebe anlegten. Ich habe auch nachher von verschiedenen das Urteil gehört, daß es ihnen in Berlin nicht so gut gegangen als in Stolp. Einige von den Kindern waren katholischer Religion. Es wurde aber beim Unterricht im Christentum hierauf nicht Rücksicht genommen und kein Unterschied gemacht. Sie machten sich auch darüber keinen Kummer, und wenn sie von anderen wegen ihrer Fasten und Heiligen aufgezogen wurden, so lachten sie selbst mit. Bei diesem Geschäfte der Erziehung junger Leute geht es freilich für den Lehrer nicht ganz ohne Verdruß und Unannehmlichkeiten ab, und das fand sich dann auch hier zuweilen, denn einige Kinder waren träge und nachlässig, andere sehr einfältig und unfähig, noch andere leichtfertig und mutwillig, und bei einigen von den Größeren regte sich auch schon der Adelstolz. Indessen sie wurden in guter Zucht gehalten und durften sich ihre Streiche nicht recht auslassen".

„Der Aufenthalt in Stolp ist mir im ganzen recht angenehm gewesen, ich habe da manches Vergnügen gehabt. Der Ort ist schon ziemlich ansehnlich und volkreich, hat gute Nahrung und Verkehr, und es gibt da viele ansehnliche Leute, welche insonderheit sehr auf schöne Gärten halten, worin sie sich im Sommer häufig aufhielten, und wenn man sie darin besuchte, so war man ihnen immer willkommen. Ich habe mir oft bei meinen Spaziergängen dies Vergnügen gemacht und lernte da den gesitteten Teil der Einwohner als recht feine und artige Leute kennen. . . . . Ein besonders angenehmer Spaziergang wars nach der Walkmühle. Daselbst schmeckte der Kaffee besser als in der Stadt, denn es war da eine sprudelnde Quelle von vorzüglich schönem Wasser. Man fand da oft recht gute Gesellschaft, und die Lage war in einem kleinen Gehölz sehr anmutig.

Bericht über die Versammlung.

In der Sitzung am 15. März berichtete zunächst der Vorsitzende über einige Neuerwerbungen unserer Gesellschaft (Richtbeil von Treptow a. R. und Finkenwalder Mordwange), wies sodann auf die zur Zeit im Museum, Graphische Abteilung, Eingang nur Dohrnstraße, befindliche Ausstellung der Stettiner Vereinigung für Familienforschung hin und gab bekannt, daß nach Schluß dieser Ausstellung in denselben Räumen Ansichten und Pläne pommerscher Städte (außer Stettin) aus unserer Sammlung ausgelegt werden würden. Der Vortragende des Abends, Herr Dr. Lorentz aus Zoppot, bekannt als Erforscher der Kaschuben und ihrer Geschichte, führte etwa folgendes aus:

Die Kaschuben bewohnen heute ihrer überwiegenden Menge nach den nördlichen Teil Westpreußens, den sog. polnischen Korridor. Um das Kaschubenproblem vollständig zu begreifen, muß man auf die älteste Zeit dieses Landstrichs zurückgehen. In den Trägern der einst hier verbreiteten Lausitzer Kultur sehen die polnischen Prähistoriker bereits Slaven, die Vorfahren der in historischer Zeit hier wohnenden Pomoranen, während die deutschen Prähistoriker darin ein zwar noch unbestimmbares, aber sicher nichtslavisches Volk erkennen wollen und zugleich das von den ersteren angenommene Nebeneinander einer germanischen Oberschicht und einer nichtgermanischen Unterschicht bestreiten. Letzteres ist aber wohl nicht richtig, denn die Ortsnamen Gdingen und Danzig (slav. Gdańsk) enthalten den Namen der Goten und Graudenz den der gotischen Greutungen mit noch unverschobenem **d**, was nur dadurch zu erklären ist, daß die Namen vor der Verschiebung von einem im Lande wohnenden nichtgermanischen Volke übernommen und erhalten wurden. Daß dies Slaven waren, ist zu bestreiten, da einzelne Ortsnamen, z. B. Mewe, weder germanisch noch slavisch noch, was hier auch zu berücksichtigen ist, preußisch sein können.

Seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. ist das Land sicher von Slaven bewohnt, den Pomoranen, die ursprünglich von der Weichsel bis zur Oder und im Süden bis zur Netze und Warthe saßen. Im Anfange des 12. Jahrhunderts ging das Netzeland, die Kraina, an die Polen verloren, die Bewohner wurden vollständig polonisiert. Dasselbe Schicksal erlitten die nördlich davon wohnenden Kociewier und Borowiaken, doch erhielten sich in ihrer Sprache einige pomoranische Reste. Die Westpommern germanisierten sich, pomoranisch blieb nur der östliche Dialekt, das heutige Kaschubische.

Die Kaschuben sind, wie die Pomoranen überhaupt, kein polnischer Stamm, auch sie selbst halten sich nicht dafür, denn sie nennen sich niemals P o l ô s z ë, wie sie die Polen bezeichnen; wenn sie sich selbst als „polski" bezeichnen, so hat dies in erster Linie die Bedeutung „katholisch". Die kaschubische Sprache ist allerdings im Laufe der Zeit dem Polnischen immer ähnlicher geworden; dies war eine Folge davon, daß mit dem Christentum das Polnische als Kirchen- und damit als Kultursprache zu den Kaschuben kam. Neben dem Polnischen hat dann das Deutsche auf das Kaschubische ungeheuer stark eingewirkt.

Die ersten Deutschen, die zu den Kaschuben kamen,

waren die Missionare, die ihnen das Christentum brachten, wie das aus dem Deutschen stammende kaschubische Wort jastrẽ „Ostern" beweist. Während der Zeit der pommerellischen Selbständigkeit im 13. Jahrhundert und der Ordensherrschaft kamen dann zahlreiche deutsche Ansiedler ins Land, die Städte waren rein deutsch, ebenso große Strecken des flachen Landes, besonders der Nordosten des heutigen Kreises Putzig, die Gegend um Danzig und der Süden der Komturei Schlochau. Man darf aber nicht annehmen, daß alle mit deutschem Recht Bewidmeten Deutsche waren, viele waren auch einheimische Slaven, doch hatten sich diese bereits der deutschen Kultur angeschlossen und hielten sogar beim Abfall des Landes treu zum Orden. Noch jetzt steht die Zeit der Ordensherrschaft, wenn man auch nur eine sagenhafte Erinnerung an sie hat, in gutem Angedenken. Unter der polnischen Herrschaft kam durch die Gegenreformation ein Rückschlag, es bildete sich die noch heute geltende Gleichstellung der Begriffe „evangelisch" und „deutsch", „katholisch" und „polnisch" heraus und bewirkte, daß die der katholischen Kirche treu gebliebenen oder zu ihr zurückgekehrten Deutschen zum Polentum oder Kaschubentum übertraten, während sich andererseits die evangelischen Kaschuben germanisierten. Verstärkt wurde jene Gleichstellung noch dadurch, daß die um 1600 einsetzende neue Periode deutscher Kolonisation fast ausnahmslos evangelische Ansiedler ins Land führte.

Für die Kaschuben war die Zeit der polnischen Herrschaft eine Zeit des Abstiegs. Der Hochadel ging dem Volke verloren, er trat, je nach seiner Konfession, zu den Polen oder den Deutschen über, der Kleinadel verarmte, die Bauernschaft wurde unfrei, beide Stände sanken auf die denkbar niedrigste Kulturstufe. Die preußische Herrschaft brachte den Bauern Freiheit und Eigentum, dem Kleinadel eröffneten sich Aussichten auf Aufstieg in Heeres- und Staatsdienst. Dies wurde dankbar anerkannt; bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts war das kaschubische Volk loyal und königstreu. Dann begann die polnische Propaganda; der Versuch Florian Cejnowas, ihr eine nationalkaschubische Bewegung entgegenzustellen, scheiterte aus Gründen, die in seiner Person lagen. Festen Fuß faßten die Polen bei den Kaschuben aber erst infolge des Kulturkampfes, in dem die Kaschuben eine Bedrohung der katholischen Religion sahen; weitere Erfolge hatten sie durch kluge Ausnutzung wirtschaftlicher Schwierigkeiten und die Ausdehnung der Polengesetze auf die Kaschubei. Trotzdem hatten 1914 die Kaschuben noch keine wirklich polnische Gesinnung, man hatte hier nur den unbestimmten Wunsch, die Verhältnisse möchten sich ändern.

Der Entwicklung der Dinge nach dem Weltkriege standen die Kaschuben anfangs mißtrauisch und abwartend gegenüber. Dann aber wurden sie durch die polnische Propaganda erregt, man konnte kaum den Einmarsch der Polen erwarten und die Truppen wurden mit großer Begeisterung aufgenommen. Bald jedoch folgte die Ernüchterung, da die aus anderen Landesteilen stammenden Polen, die ins Land kamen, sich anmaßend und hochfahrend gebärdeten. Jetzt scheint die Spannung etwas nachgelassen zu haben, aber innerlich steht auch jetzt noch der Kaschube dem Polen fremd gegenüber. — Zahlreiche Lichtbilder führten den Zuhörern Land und Leute der Kaschubei vor Augen.

Literatur.

Den zahlreichen Sagenbüchern, die Pommern besitzt, haben sich in letzter Zeit zwei neue hinzugesellt: 1. Sagen, Volksglaube und Bräuche aus Demmin und Umgegend, gesammelt und herausgegeben von Hermann Eichblatt (Demmin, Gesellius, 1925). 2. Volkssagen und Erzählungen aus der Stadt und dem Landkreis Stolp, gesammelt und herausgegeben von Prof. Otto Knoop (Stolp, O. Eulitz, 1925). — Was in diesen Monatsblättern schon mehrfach von derartigen Sagensammlungen betont worden ist, daß sie nicht bloß zur Unterhaltung in müßigen Stunden dienen sollen, daß sie vielmehr ernsten Stoff zum Nachdenken gewähren, da sie uns uraltes Kulturgut aus einer Zeit näher bringen, über die uns sonst jegliche andere Nachricht fehlt, das gilt in gleichem Maße auch für diese beiden Büchlein. Mancherlei Züge und Sagen wiederholen sich in ihnen, gleiches urgeschichtliches Wesen dokumentiert sich hierdurch in Vor- und Hinterpommern. Persönlich bedauert Referent in dem Demminer Heft nur Ziffer 52 I-IV; ein derartig kindisch-alberner Unsinn sollte denn doch nicht in ein „Sagenbuch" aufgenommen werden. O. Grd.

Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung.

1. Die mittelalterlichen Familiennamen einer Pommerschen Stadt sollen auf Grund des archivalischen und gedruckten Materials historisch und sprachlich untersucht und dargestellt werden. Nach Möglichkeit ist die Untersuchung auch auf die Vornamen auszudehnen. Die Beschränkung auf einen bestimmten größeren Zeitabschnitt kann bei überreicher Stoffülle gestattet sein. Preis 500 M.
2. Vertritt der Artikel 1895 des Code civil die Grundsätze des modernen Nominalismus? Diese Frage ist unter eingehender Berücksichtigung der früheren französischen Rechtsentwicklung (seit dem 16. Jahrhundert) zu beantworten. Preis: 500 Mark.
3. Die Beteiligung der Arbeitnehmer am Kapital der industriellen Unternehmungen, ein Versuch zur Lösung der Arbeiterfrage. Preis: 500 Mark.

Die Bewerbungsschriften sind in deutscher Sprache abzufassen. Sie dürfen den Namen des Verfassers nicht enthalten, sondern sind mit einem Wahlspruche zu versehen. Der Name des Verfasses ist auf einem Zettel in versiegeltem Umschlag zu verzeichnen, der außen denselben Wahlspruch trägt.

Die Einsendung der Bewerbungsschriften muß spätestens bis zum 1. März 1929 an uns geschehen. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 17. Oktober 1929.

Greifswald, im Februar 1926.

Rektor und Senat der Universität.

Merkel.

Inhalt.

Anzeigen und Mitteilungen. — Von pommerschen Selbstbiographien IV. (Schluß.) — Die Stettiner Apotheken im 16. und 17. Jahrhundert. — Vom Kadettenhause in Stolp. — Bericht über die Versammlung. — Literatur. — Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung.

Für die Schriftleitung: Staatsarchivdirektor Dr. Grotefend in Stettin.
Druck von Herrcke & Lebeling in Stettin.
Verlag der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde in Stettin.